



Zwischen Bananen und Vulkanen

Text und Fotos: Reinhold Richtsfeld

Im Juli 2008 ist der Oberösterreicher Reinhold Richtsfeld von Wien aus zu einer Wanderung mit unbestimmtem Ziel aufgebrochen. Seither macht er sich mit Rucksack und Wanderstock auf die Suche nach einem zukunftsfähigen und verantwortungsvollen Lebensstil. Im Herbst 2009 kommt er auf die Kanarischen Inseln und lernt auf einem eindrucksvollen Marsch die stillen Seiten und die Naturschönheiten der drei Inseln Gran Canaria, Teneriffa und La Palma kennen.

Mannshohe Wellen schaukeln das Boot auf und ab, und der Wind reisst heftig an den Segeln. Mit kaltem Schweiss auf der Stirn liege ich an Deck, den Eimer griffbereit. Kopfschmerzen, Müdigkeit, Brechreiz; alle Symptome schwerer Seekrankheit. – Willkommen auf dem Meer! Kapitän Tom, bei dem ich und ein anderer Anhalter angeheuert haben, hat alle Hände voll zu tun, das Zwölfmeterboot auf Kurs zu

halten. Auf unsere Mithilfe kann er nicht zählen. Dumm, haben wir sein Angebot, ruhigeres Wetter abzuwarten, ausgeschlagen. Wir waren zu ungeduldig – nun gibt es kein Zurück mehr. Auf Steuerbord liegt die Küste von Gran Canaria. Wir sind von der Hauptstadt Las Palmas auf dem Weg in den Süden der Insel.

Gran Canarias trockener Süden. Wie geplant gehen wir am Abend im kleinen Segelhafen von Arguineguin vor Anker. Als ich mich zum Schlafen auf die schmale Pritsche lege,

fühle ich mich schon etwas besser. Am Morgen beim Aufwachen steht die Sonne bereits hoch über uns, und es ist höchste Zeit, wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Erleichtert streife ich durch den kleinen Ort und besorge die fehlenden Dinge, die ich für die Wanderung über die Insel brauche: Karten, Wasser und Proviant. Dann kann es losgehen.

Am frühen Nachmittag marschiere ich in den «Barranco del Cura». Barranco heisst Schlucht, und derer gibt es unzählige auf den vulkanischen Kanaren. Es ist Dezember, die Sonne brennt ordentlich auf das ausgetrocknete



Flussbett, in dem der steinige Weg leicht bergan führt. Bald befinde ich mich in der ersten Sackgasse. Wie ich feststellen muss, sind die Wee nur auf meiner Karte markiert. Rings um mich ragen steile Felswände empor, aber Klettern ist mit meinem 20 Kilogramm schweren Rucksack unmöglich – das finde ich schnell heraus. Schliesslich schaffe ich es, quer durch das Gestrüpp auf den Kamm zu steigen. Die Aktion erfordert einiges an Kraft und einen kleinen Umweg, aber ich treffe wie erhofft auf einen alternativen Weg. Fängt eigentlich ganz gut an, immerhin habe ich heute 700 Höhenmeter gemacht, denke ich später beim Abendessen vor dem Zelt, während die Sonne am Horizont still im Meer versinkt.

Tags darauf ist es immer noch heiss und trocken. Die Wanderung führt mich über die südliche Hälfte der Insel. Hierher verirrt sich nur selten eine Wolke, auch wenn es im Norden, Luftlinie lediglich ca. 30 Kilometer entfernt, tagelang regnen kann. Das ist gut für den Tourismus, weniger gut für die Landwirtschaft und überhaupt nicht gut für den Wanderer, da die Flüsse alle ausgetrocknet sind. An Häusern, um nach Wasser zu fragen, komme ich nicht vorbei. Aus Wassermangel wandere ich ins kleine Dorf Soria und hoffe auf ein erfrischendes Bad im angrenzenden Stausee. Doch meine Vorfreude wird herb enttäuscht, als ich über die 120 Meter hohe Staumauer gehe. Die vor mir liegende Ebene ist trocken wie ein Stück Zwieback. Kein einziger Tropfen Wasser weit



und breit. Angeblich war der See seit der Fertigstellung des Damms 1972 noch nie ganz voll. Wieder einmal dusche ich am Abend in Ayacata nur aus meiner Plastikflasche.

Irrweg im Wolkenmeer. Am dritten Tag erreiche ich den «Roque Nublo» im Zentrum Gran Canarias, die mit 1813 Metern zweithöchste Erhebung der Insel. Nördlich, hinter der nächsten Bergkette, sehe ich ein endloses Wolkenmeer, das wie ein Wasserfall über den Bergkamm fließt. Hier ist also die Wetterseide, wo die Berge den feuchten Norden vom trockenen Süden trennen. Als ich am Nachmittag in die Wolken eintauche, verliere ich prompt den Weg und irre zwei Stunden



Hügelkamm auf La Palma. Stürmische Zeltnacht «into the wild» (links).

Cran Canaria. Das Tejada-Tal gesehen vom «Roque Nublo» (ganz oben).

Bananenstauden. Leider noch unreif (oben).

Baranco del Taurito. Manche Gegenden sind staubtrocken (rechts).

auf Forststrassen umher, ehe ich einen öffentlichen, bewachten Grillplatz entdeckte. Eine Gruppe Ausflügler beendet soeben ihr nachmittägliches Picknick. «Hola, muy buenas tardes», grüsse ich sie, und es entsteht ein unterhaltsames Gespräch. Sie bieten mir Brot, Fleisch und Wein an. Begeistert schlage ich zu. Das ist genau die richtige Aufheiterung nach meinem Irrweg. Dann frage ich den



Schwarze Landschaftsschönheit. Vulkan bei Arena Negras (oben).

Unbändige Natur. Windgebeugte Bäume überdachen den Wanderpfad.

Orangensaison. Vorbei an bunten Plantagen.

Jahrhunderte alter Felspfad. Der «Callejón de Teno».

Morgenaussicht. Der Teide auf Teneriffa. (von unten links nach rechts)

Wachmann, ob es erlaubt sei, hier mein Zelt aufzuschlagen. «Nein, Campen ist hier verboten», lässt er mich wissen. Er selber bedauere diese Regel. Ich wittere meine Chance und bearbeite ihn, bis er schliesslich nachgibt: «Okay, du kannst dein Zelt weiter hinten aufstellen – aber wir haben uns nie gesehen!»

Der Norden der Insel entpuppt sich als eine ganz andere Welt. Hier gibt es viel Regen, die Barrancos sind bewachsen und grün, die Böden fruchtbar. Kleine Dörfer liegen gedrängt auf den Kuppen zwischen den Schluchten. Reine Wanderwege sind wegen der dichten Besiedlung selten, weshalb ich meist den schmalen, kurvenreichen Strassen folgen muss. Diese Autostrassen führen wegen der ins Meer laufenden Schluchten immer wieder in grossen Schlaufen ins Landesinnere. Während ich mich entlang

der Nordküste Kurve für Kurve zurück in die Hauptstadt bewege, summieren sich die Kilometer. Ich merke, dass mich die Insel, obwohl eigentlich recht klein, mit ihren Steigungen und Umwegen körperlich fordert. Nach sechs Tagen erreiche ich meinen Ausgangspunkt Las Palmas und bin froh, mich ausruhen zu können.

Mit Abenteurern im Hafen. Ein Coachsurrer beherbergt mich in Las Palmas für mehr als eine Woche, während ich mich im Segelhafen durch Kneipen und Boote frage. Ich suche eine Mitfahrgelegenheit über den Atlantik, obschon der Wunsch nach Schiffsleben nach meiner ersten Segelerfahrung mit Tom deut-

lich nachgelassen hat. Der Hafen am unteren Ende Europas ist ein Sammelpunkt von Leuten, die auf grosser Reise sind. Für alle, die nach Westen unterwegs sind, ist nun Hochsaison. Alle Anlegeplätze sind belegt, und in der Hafenkneipe tummeln sich, neben zahllosen Seglern, jede Menge Abenteurer, die sich wie ich als Anhalter versuchen wollen. Ich treffe Roland aus der Schweiz, dessen Gepäck aus nicht viel mehr als einer «Pace»-Fahne und einer Unterschriftenliste besteht. Seit sieben Jahren ist er unterwegs und hat bereits mehr als 70 Länder bereist, um Unterschriften für den Weltfrieden zu sammeln. Jetzt fehlt ihm noch Amerika, wo er 2012 die Petition der UNO übergeben will. Ich lade ihn auf einen Kaffee ein, und er erzählt mir von seiner unglaublichen Reise durch Asien und Afrika.

Mein Festsitzen zwingt mich zum Nachdenken. Wohin will ich eigentlich? Soll ich wirklich nach Südamerika reisen? – Eine weite Reise für einen, der kein Flugzeug mehr benutzen will. Ich ging damals von Zuhause los, auf dem Jakobsweg gegen Westen. Die Weiterfahrt über den Atlantik wäre einfach eine logische Fortsetzung meiner Reise. Ein fixes geografisches Ziel habe ich nicht, so bleibe ich unterwegs offen für neue Inspirationen und sich ändernde Umstände. Meine Wanderschaft ist vor allem eine Suche nach einem ökologischen und verantwortungsvollen Lebensstil. Ich will spüren, was es bedeutet, meinen ökologischen Fussabdruck massiv zu verkleinern. Konkret: Ich habe die Wohnung mit all ihren Emissionen aufgegeben, besitze kein Telefon und kein Auto und habe meine Ess- und Konsumgewohnheiten grundlegend umgestellt. Inzwischen weiss ich, dass ich auch mit wenigen Mitteln eine grosse Lebenszufriedenheit erreichen kann. Neben diesem Experiment sammle ich unterwegs Geschichten und Erfahrungen von Menschen, die ihrerseits Schritte zu einem zukunftsfähigen Lebensstil gemacht haben. Wichtiger als das Ankommen sind mir deshalb das langsame und bewusste Unterwegssein und die oft berührenden und lehrreichen Begegnungen.

Die Entscheidung betreffend die Weiterfahrt wird mir vorerst abgenommen, weil sich über Tage keine Mitfahrgelegenheit ergibt. So mache ich mich vorerst auf zur nächsten Insel.

Teneriffas wilder Norden. In Santa Cruz de Tenerife im Norden der Insel erwartet mich zu Mittag ein geschäftiges Treiben in der dicht



bevölkerten «Calle de Castillo», der zentralen Einkaufsstrasse. Ich fühle mich deplatziert, denn nicht Wanderstock und Rucksack sind das gemeinsame Markenzeichen der Passanten, sondern prall gefüllte Einkaufstaschen. – Ach ja, Weihnachten steht vor der Tür. Auch die Dekoration über der Strasse erinnert mich daran. Ich will raus aus der Stadt und beschliesse, meine Wanderung im nahe gelegenen Anaga-Gebirge zu beginnen. Der Kontrast könnte grösser nicht sein: Hier die urbane 200 000-Einwohner-Stadt, dort die Bergregion, bewohnt nur von ein paar Tausend Menschen in abgelegenen Dörfern, die bis vor nicht allzu langer Zeit nur zu Fuss zu erreichen waren.

Von Iguete de San Andrés schlage ich am Nachmittag einen steilen Weg eine Schlucht hinauf ein, wo ich eine unerwartet grüne Wildnis betrete. Auch hier scheint es im Norden der Insel häufiger zu regnen. Und wie zum Beweis setzt sogleich ein ungemütlicher Nieselregen ein. Zum Glück liege ich bald gut geschützt im trockenen Zelt und lausche den prasselnden Tropfen. Am nächsten Morgen folge ich bei trockenem Wetter dem steinigen Pfad vom Dorf Charmorga hinunter zum Leuchtturm am äussersten Rand der Landzunge. Felsen und Meer treffen hier ungebündelt aufeinander. Mein weiterer Weg schlängelt sich auf halber Höhe der Steilküste entlang und belohnt mich mit weiten Ausblicken auf die gesamte Nordkette mit ihren spitzen Gipfeln und tiefen Schluchten. Unter mir brechen mächtige Wellen an den schwarzen Fels, und das Rauschen bringt mein Herz zum Jubeln.

Irgendetwas passiert immer. 700 Einwohner zählt Taganana, das grösste Dorf im Anaga-Gebiet. Geschmeidig wurde es der naturgegebenen Form des Hangs angepasst. Die kleinen Gärten mit Palmen und Orangenbäumen versprühen einen einladenden Charme, trotzdem wirkt der Ort eigenartig ausgestorben. In der gepflasterten Gasse, die mich in kleinen Serpentina durch den Ort führt, begegne ich niemandem, den ich um Wasser fragen könnte. Bis Afur sind es nur noch eineinhalb Stunden, das sollte ich gerade noch schaffen mit meinen restlichen Wasserreserven. Zwei Stunden später wandere ich noch immer. Mist, ich muss wohl eine Abzweigung verpasst haben. Umkehren lohnt sich jetzt nicht mehr, und ich beschliesse, noch die paar Hundert Höhenmeter



hinauf bis zum Sattel zu gehen. Bei diesem Wind ist das zwar keine gute Option für das Nachtlager, aber in meinen Wasserflaschen herrscht inzwischen Wüstenstimmung und ich hoffe, da oben auf Wasser zu stossen oder mir einen besseren Überblick über die Umgebung zu beschaffen. Der Anstieg treibt mir zügig die restliche Flüssigkeit aus den Poren. Das Auf und Ab der Tagesetappe zeigt Wirkung – meine Beine melden schmerzhaft Protest an. Es sieht aus, als meinen es die Götter heute nicht so gut mit mir. Doch sind es gerade diese Momente, die ich beim Wandern so sehr mag. Momente, in denen ich Vertrauen und Geduld haben muss. Meine Erfahrung hat mich gelehrt, dass immer dann, wenn ich glaube, dass nichts mehr geht, irgendetwas passiert. Und so bekomme ich plötzlich Gesellschaft. Unverhofft hole ich zwei Tageswanderer ein. Wie im Fluge erreichen wir den Sattel. Die beiden kennen den Weg und schlagen mir eine kleine Höhle für die Nacht vor. Ein idealer Platz fürs Zelt. Auch das Wasserproblem löst sich wie von selbst: Nicht weit weg steht ein Forsthaus mit fliessendem Wasser.

Weihnachten im Bergdorf. Es ist der 24. Dezember, eine knappe Woche ist seit der Nacht in der Höhle vergangen. Mit dem dampfenden Frühstückskaffee in der Hand blicke ich durch die Glasfront einer Herberge auf das desaströse Wetter. Schon drei Tage halten mich Dauerregen und stürmischer Wind in Portelas fest, einem kleinen Dorf in den Bergen des Teno-Gebiets. «Windgeschwindigkeit 72 km/h», liest

der junge Herbergsbetreuer Javi von der Anzeige der hauseigenen Wetterstation ab. Weniger als gestern. Aber es hilft ohnehin nichts, heute muss ich wieder raus. Eigentlich würde ich noch gerne hier bleiben, aber für den Heiligen Abend sind alle Betten vorreserviert. Typisch Weihnachten: Kein Platz in der Herberge!

So schlage ich am späten Nachmittag mein Lager ein paar Kilometer weiter unten auf einem verlassenem Picknickplatz auf. Ich fühle mich einsam, als ich mir selber eine Suppe zum Abendessen koche. Weihnachten ohne Gesellschaft, das ist wie ein Würstbrot ohne Würst. Aber habe ich nicht auf einem Plakat von einem Fest gelesen, das heute Nacht im nahe gelegenen El Palmar stattfindet? Wenn schon Weihnachten alleine in einem Bergdorf, dann will ich wenigstens die lokalen Bräuche kennenlernen. Gezählte 27 von den wenigen hundert Dorfbewohnern versammeln sich zur Christmesse in der Dorfkirche. Kurz nach Mitternacht beginnt das Fest im angrenzenden Kulturzentrum. Der Saal ist viel zu gross für die knapp 40 Leute, die nach und nach eintreffen. So richtige Stimmung will nicht aufkommen. Immerhin gibt es Livemusik: programmierte Tonkunst aus dem Keyboard, begleitet von einem hoch motivierten Sängerduo. Blechern und laut schallen kanarische Volkslieder übers Parkett, auf dem ein paar ältere Paare ein Tänzchen wagen. Die Jungen – wahrscheinlich nur für die Feiertage ins Heimatdorf gekommen – suchen wie ich Zuflucht an der Bar. Mein Gefühl der Einsamkeit verschwindet. Das ist ja fast wie zu Hause, denke ich amüsiert, nur dass es statt Glühwein Bier gibt.





Freunde im Teno. Tags darauf meldet sich die fast vergessene Sonne schüchtern zurück. Endlich wieder Wanderwetter! In Buenavista del Norte, am westlichen Ende der Insel, will ich mittags den obligaten Weihnachtsanruf nach Hause machen und suche eine Telefonzelle. «Reinhold, Reinhold!», schreit plötzlich jemand mit unverwechselbar spanischem Akzent. Verwundert drehe ich mich um und sehe José-Miguel, den ich vor etlichen Tagen in einer ganz anderen Ecke der Insel kennengelernt habe. Er sah mich zufällig beim Vorbeifahren. Lachend begrüßen wir uns. «Komm, spring rein, wir fahren zu meiner Oma auf Kaffee und Kuchen.» Die Finca der Grosseltern liegt malerisch am Rande der Berge im Tenogebiet. Etliche Onkel und Tanten sitzen um den grossen Küchentisch, auf dem Conchita, die Grossmutter, reichlich Kaffee, Kuchen und Kekse serviert. «Das ist ein Riesenweihnachtsgeschenk für mich», sage ich zu ihr, hochofrennt über die herzliche Gastfreundschaft. Ich erzähle von meiner Wanderschaft und dem Versuch, meinen ökologischen Fussabdruck zu verkleinern und auch von meiner Einsicht, dass es nicht die materiellen Dinge sind, die mich im Leben glücklich machen. Nicht alle am Tisch verstehen meine Motivation und meine Sehnsucht, nur Conchitas Augen leuchten immer wieder lachend auf. Sie scheint das alles schon längst zu wissen.

Die nächsten Tage erkunde ich die nahe Umgebung, das Wanderwegnetz ist ausgezeichnet. Doch ich verspüre ein tiefes Bedürfnis, Conchita nochmals zu besuchen. So kehre ich nach Buenavista zurück. Ich treffe sie im Garten vor dem Haus. Ohne Verwunderung, wie einen alten Bekannten, begrüsst sie mich und bittet mich auf die Sitzbank. Dann reden wir



Das Dorf Fuencaliente. Im Hintergrund der Vulkan San Antonio (ganz oben).

Bei Conchita. Wertvoller Austausch (oben Mitte).

Überraschung. Bequemer Höhlenschlafplatz (o).

Heiliger Abend. Reinhold allein geblieben auf dem Picknickplatz (rechts oben).

Im Norden La Palmas. Der Küste entlang Richtung Osten (rechts unten).

Sie erzählt, sie habe ihr ganzes Leben hier in Buenavista verbracht, höchstens einmal im Jahr fahre sie in die Stadt, nach Santa Cruz. Es gefalle ihr hier, auch wenn sich alles stark verändert hat. Mein Blick schweift nachdenklich zwi-

schen den Bergen und dem Meer umher. Wie das Leben hier vor 50 Jahren wohl ausgesehen haben mag? «Weisst du», sagt sie am Ende meines Besuchs, «ich verlange nichts von Gott. Nur, dass er mich nicht vergisst. Es gibt so viele andere, die seine Hilfe nötiger brauchen. Ich bin zufrieden.» Ich verabschiede mich herzlich und bin dankbar für diesen Nachmittag voller Inspiration und Lebensweisheit.

La Palma. «Isla Bonita», die schöne Insel, wird die Insel La Palma von den Einheimischen auch genannt. Auf einer Fläche von 706 Quadratkilometern leben nur 85 000 Menschen, davon ein Fünftel in der Hauptstadt Santa Cruz de La Palma. Ähnlich wie auf den anderen Inseln stehen auch hier grosse Flächen unter Naturschutz. Zudem hat man – wohl aus Mangel an Sandstränden und einer wirkungsvollen Wetterscheide – ein beachtliches Netz an gut markierten Wanderwegen geschaffen. Ich nehme den «Camino Real de la Costa» unter die Füsse, welcher entlang der Küste rund um die gesamte Insel führt. Dieser «Königliche Küstenweg» ist Teil des alten Fusswegnetzes, auf dem jahrhundertlang der gesamte Güterverkehr über die Insel stattfand. Von Santa Cruz de La Palma breche ich nach Norden auf, hinein in die grünen Hänge. Mal zieht sich der «Camino Real» breit und schnurgerade endlos scheinenden Steinmauern entlang, dann führt er schmal durch Bananen- und Orangenplantagen oder steil und steinig in Schluchten hinein. Schon am ersten Tag bekomme ich einen Vorgeschmack davon, was ich entlang der ganzen Nordküste eindringlich zu spüren bekomme: Während ich bisher oft um die Schluchten herumwandern konnte, führt hier der Weg quer durch die Barrancos; tief hinunter und dann wieder hinauf.

Ohne den grossen Rucksack wäre es fraglos einfacher, aber er ist ein annehmbarer Preis für die wunderbare Freiheit, mein Zelt überall und wann immer ich will aufschlagen zu können. Die weiten Gebiete ohne Besiedlung und die kontrastreiche Natur sind hier weit ausgeprägter als auf den anderen Inseln und ich geniesse die wohlthuende Stille.

Gegen Westen nimmt die Besiedlung etwas zu, und ich erreiche Puntagorda. Das kleine Dorf ist leer an diesem Sonntagnachmittag. Doch bald finde ich heraus, dass sich alle in der lokalen Markthalle versammelt haben. Es herrscht heitere Festtagsstimmung. Erfreut koste ich mich durch das Sortiment der lokalen Spezialitäten und stopfe biologisch kultiviertes Obst und Gemüse, Ziegenkäse, frisches Brot und Kürbiskuchen in meinen Rucksack. Perfekt! Jetzt fehlt mir nur noch ein guter Lagerplatz. Nach längerer Suche frage ich bei einem Haus, ob ich mein Zelt im Obstgarten aufschlagen darf. «Heute ist es draussen doch viel zu windig», meint die Besitzerin Jutta, die vor 15 Jahren von Deutschland hierher ausgewandert ist. «Warum schläfst du nicht einfach in unserer Höhle?» Verwundert folge ich ihrem Sohn in die Orangenhaine. Und da liegt sie, gut versteckt: die hauseigene Höhle, gemütlich eingerichtet mit Matratzen, Tisch und Sesseln. Was für eine schöne Überraschung!

Into the Wild. Tags darauf verlasse ich zu Mittag bei Tijarafe den Küstenweg Richtung Inselzentrum mit dem imposanten Vulkanmassiv. Der «Café con leche» in der Bar putscht mich auf, ich fühle mich gerüstet für die nachmittägliche Etappe. Auf in die Berge! Auf meiner Karte ist eine Route eingezeichnet, die direkt auf den Kamm führt. Aber langsam müsste ich es wissen: je gerader ein Weg auf der Karte, desto steiler in natura. Keuchend und schwitzend folge ich dem grob gepflasterten Pfad. Wie fit die Einwohner früher gewesen sein müssen!



Nach intensiven 900 Höhenmetern verschwinde ich im Nebel, heftiger Wind bläst mir entgegen. Mir reicht's! Frierend mache ich mich in dem unwegsamen Gelände auf die Suche nach einem geeigneten Platz für mein Camp. Die beste Ausbeute ist eine flache Stelle direkt am Grat. Der Fleck ist sehr exponiert und alles andere als optimal. Aber beim Wandern heisst genügend eben manchmal gut genug. Die Böen rütteln mit aller Kraft am Zelt und halten mich lange wach. Ich fühle mich klein und wehrlos gegenüber den Mächten der Natur. Demütig hoffe ich, dass mich mein geliebtes Zelt nicht im Stich lässt. Ich denke an Chris McCandless aus dem Film «Into the Wild». Wie er sich alleine in der Wildnis Alaskas wohl gefühlt haben muss, Tag für Tag schwächer werdend, dem Ende in die Augen blickend? Keine schöne Vorstellung. Aber seine Geschichte hat mich wie viele andere Menschen inspiriert. Zu meinem Trost singe ich ein Lied aus der Filmmusik: «Long nights allow me... to feel I'm falling...». – Es lebe Alex Supertramp.

Grandioser Höhepunkt auf La Palma ist die Vulkanroute im Süden. Seit Beginn der Aufzeichnungen vor 500 Jahren hat es hier sechs grosse Ausbrüche gegeben. Wie in eine fremde Welt katapultiert, streife ich durch die aussergewöhnliche Landschaft. Als wäre dieser Ort ein überdimensionaler Sandkasten, in dem die launischen Kinder von Mutter Erde ihre surrealen Schlösser und Burgen gebaut haben: Gruppen von leuchtend grünen Pinien, die sich aus dem schwarzen Sand erheben, Schotterfelder, gleichmässig überzogen mit mannshohen Felsbrocken und breite Spalten im Gestein, die

zwanzig Meter in die Tiefe reichen. An der Südspitze der Insel endet die Route. Auch der Leuchtturm unterhalb des jüngsten Vulkans der Insel wirkt im ersten Moment unwirklich. Der Teneguía ist erst 1971 durch einen Ausbruch entstanden. Im Leuchtturm ist ein kleines Besucherzentrum des Seeschutzgebietes eingerichtet, in dem der gut gelaunte Manolo die Besucher

in allen möglichen Sprachen willkommen heisst. Wir plaudern angeregt, während er mir Kaffee aus seiner Thermoskanne anbietet.

In dem verschlafenen Dorf Fuencaliente in der Nähe atme ich zum Ende der Tour noch einmal das unvergleichliche Flair von La Palma ein. Ich treffe Manolo wieder, als er zwei Tage später – wie könnte es anders sein – zufällig mit dem Auto vorbeifährt. Und wieder folgt eine Einladung: «Komm doch mit zum Jazzkonzert nach Ariadne!» – Schon stopfe ich Rucksack und Stock in den Kofferraum, und lautstark singen wir auf der Fahrt zu Queen, während sich mein Herz mit stiller Freude füllt. Es tut gut, nach den vielen einsamen Nächten im Zelt wieder in Gesellschaft zu sein. Wir geniessen den musikalischen Abend in vollen Zügen und feiern meinen Abschied mit exquisiten «Tapas».

Manolo lädt mich am Hafen von Santa Cruz ab, wo ich die Nacht am Strand verbringe, bis mich die Fähre am nächsten Tag zurück nach Las Palmas bringt. Dort muss ich mich ausführlich damit auseinandersetzen, wie es nun weitergeht. Südamerika werfe ich definitiv über Bord, stattdessen will ich noch etwas auf den Inseln verweilen.

Am Ziel. Die Sonne wärmt angenehm, müde lehne ich an der Reling der Fähre, während die Konturen von La Palma langsam am Horizont verschwinden. Meine Gedanken kreisen um das Erlebte. Ich habe eine intensive und abenteuerliche Zeit erlebt, auch wenn wieder einmal alles ganz anders gekommen ist als gedacht. Ich muss an Robert Louis Stevenson denken. Der Schotte wanderte im 19. Jahrhundert mit einem Esel durch Südfrankreich. Über das Unterwegssein schrieb er: «Worauf es ankommt, ist in Bewegung zu sein, die Notwendigkeiten und die Hindernisse unserer Existenz unmittelbar zu spüren, dieses bequeme Federbett der Zivilisation zu verlassen und festzustellen, dass der Boden unter den Füßen aus Granit besteht und mit scharfen Kieselsteinen bestreut ist.» Meine Wanderschaft hat mich inzwischen mehr als 3500 Kilometer zu Fuss durch Europa geführt. Dabei habe ich die Intensität des einfachen Lebens an jedem Tag gespürt. Nicht immer ist es einfach gewesen, aber nie sonst war ich so glücklich. Ja, das eigentliche Ziel meiner Reise habe ich schon erreicht: Grösstes Glück bei gleichzeitig geringstem Konsum. Ich muss nirgends mehr hin, ich bin schon da.

reinhold.richtsfeld@rytz.at
www.rytz.at